

Die Zelle West

Nr. 9

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1907

Ein Sturmvogel.

Roman von Bernt Cle.

(Fortsetzung)

Rasper bebte am ganzen Körper vor Zorn. Bei Tisch hatte er sich zusammengenommen, weil seine Mutter da war.

Das Mädchen brachte ihm den Kaffee. Es war wie eine kalte Botschaft, daß Dagny nichts mit ihm zu tun haben wollte. Sonst war es immer die schönste Stunde des Tages für sie beide, wenn Dagny mit dem Kaffee kam und sie dann in seinen großen Lehnstühlen saßen.

Na ja, auf diese Weise speerte sie sich selbst aus.

Er zündete seine Zigarre an, trank den Kaffee auf einen Zug aus und ging dann wieder mit hastigen Schritten auf und ab.

Zornige Worte traten ihm auf die Lippen, er gestikulirte lebhaft und sagte sie laut vor sich hin. Zuerst gegen Konsul Arenk. Aber dann richtete es sich bald auch gegen Dagny. Er sprach in Gedanken mit ihr und setzte ihr auseinander, wie unverständlich sie sich benahm und wie egoistisch. Wie gleichgültig die mehr oder minder heftige Form den Tatsachen gegenüber war. Er erklärte ihr die Sache, gab seine ganze Unterredung mit dem Schwiegervater wieder. Und plötzlich ging ihm ein Licht auf. Das hatte er ja vorher nicht getan. Ihr die Sache erklärt.

Nun, dann war es aber ihre eigene Schuld, ihr Mangel an Einsicht.

Er setzte sich an die Arbeit. Mit starken, Berechnungen und Ueberschlägen. Die Papiere raubelten. — Dann und wann notierte er sich etwas, einen Namen oder eine Zahl.

Er warf die Feder hin. Er war ja brutal gegen sie gewesen — roh gewesen. — Gegen Dagny! —

Er stürzte zur Tür hinaus und durch die verschiedenen Zimmer. Drinnen in der Kinder-

stube hörte er Mutters und Dagnys Stimmen.

„Na, Mutter könnte ihre ewigen Besuche bei der Kleinen auch ein bißchen einschränken!“

Er kehrte wieder um. Es war dunkel geworden. Er steckte die Lampe an und setzte sich wieder hin. Aber immer wieder kamen ihm Gedanken über Gedanken zwischen all den Zahlen und den raschelfnden Papieren.

„Adieu, mein Kinn.“

„Adieu, Mutter, verzeih, aber ich habe heute so viel zu tun. Adieu. Adieu!“

Er stand mitten im Zimmer mit weit geöffneten Augen. Langsam sagte er vor sich hin: „Wenn sie, die arme Kleine, etwas von dem Wahnsinn ihres Vaters im Blut haben sollte.“

Dann sank er in einen Stuhl und schlug beide Hände vor das Gesicht.

Nach einiger Zeit trat er ins Zimmer.

Dagny saß am Flügel. Sie spielte weiter, ohne sich umzudrehen.

„Dagny,“ sagte er leise, hinter ihr.

Sie ließ die Tasten fahren und sagte in hartem Ton, ohne ihn anzusehen:

„Was willst Du von mir?“

„Dagny, ich schäme mich vor Dir.“

Sie legte die Hände in den Schoß und senkte den Kopf. Es brauste und wogte in ihr. Und endlich brach sie in kampfhaftes Weinen aus.

Er war ganz erschrocken. So hatte er sie noch nie gesehen. Er ging auf sie zu und kniete vor ihr nieder.

„Dagny, meine kleine Dagny. Ich bitte Dich, verzeih mir. Es war etwas Schlimmes über

mich gekommen, siehst Du. Ich hatte mich selbst vergessen — und Dich auch.“

Sie bezwang sich, lächelte unter Tränen und legte ihm ihre Hand auf den Kopf. Er nahm sie, küßte und liebte sie.

„Du darfst mir nicht böse sein, Liebling.“

Sie warf den Kopf zurück, als ob sie etwas von sich abschütteln wollte, atmete tief auf und sagte: „Ach — das mußt Du nie wieder tun, Rasper — nein, nein!“

„Nein, niemals, Dagny.“

„Es — es ist so entsetzlich — eine solche Angst.“



Schiffer von der Waterkant.

Er hatte sie einfach schlecht behandelt, wie einen Schiffsjungen an Bord.

Dagny.

Zu was für einen Abgrund von Abscheulichkeit hatte er sie blicken lassen, — mit ihren blauen Augen. Sie konnte jetzt ihr Kind nehmen und von ihm fortgehen — nachdem, was gesehen war.

Wieder durchmaß er mit stürmischem Schritt das Zimmer. Und immer glühender wallte die Scham in ihm auf.

Jetzt steckte Frau Bugge den Kopf zur Tür herein.

„Ich schäme mich, Dagny, ich schäme mich so wahnsinnig.“

„Et . . . Nein, sag das nicht wieder. Nein, sag es nicht, Kasper.“

„Aber . . .“

„Nein, nein. Das ist ja nichts, um sich darüber zu schämen. Es ist ja nur — nur wie etwas ganz Sonderbares, wovon wir nichts mehr wissen, woran wir nicht mehr denken wollen.“

Er wurde rot und stand auf.

Sie griff sich einen Augenblick an den Stopf und atmete wieder schwer, dann wandte sie sich lächelnd zu ihm und stand ebenfalls auf.

„Laß Dich anschauen — Dein Gesicht. — Lächle — nein, ordentlich — nicht so — ganz froh, als ob nichts gewesen wäre.“

Er umarmte sie stürmisch. Dann nahm sie ihn an der Hand und führte ihn ins Kinderzimmer.

„Hst. Sie schläft.“

Das war die Strafe für ihn, daß sie ihm nicht wie sonst Bescheid geschickt hatte, als sie die Kleine badete.

„Ja, Du darfst — aber vorsichtig, vorsichtig — nur auf die Nasenspitze.“

Als er ihr dann am Abend die Szene erzählte, die er heute früh mit ihrem Vater gehabt hatte, da war es mit einem Male alles so anders geworden. Fast komisch, wenigstens nichts empörendes oder ärgerliches darin — und erst recht nichts hoffnungsloses.

„Na, man darf ihn natürlich nicht gleich zu Tode erschrecken — so mit einem Male. Nur behutsam anfangen — und von einer anderen Seite. Ich werde mich erst mal auf die Gruben beschränken, zum Beispiel und auf die neue Fabrik — dann wachsen die Dampfschiffe von selbst nach — wie reife Birnen auf den Bäumen.“

Es war der erste Herbsttag im Jahr. Nach einer ganzen Regenwoche ein goldklarer Sonntag. Der Wald sah aus wie in Bronze und Blut getaucht. In die weiche Luft mischte sich der würzige Duft des Laubes.

Dagny saß draußen auf der Veranda. Die Tür ins Zimmer hinein stand weit offen. Kasper war ausgegangen. Zum zweitenmal sah sie ihn um die Biegung des Weges verschwinden. Nach dem ersten Mal war er wieder zurückgekommen. Noch eine Umarmung und ein inniger Kuß.

„Nun war er fort.“

Sie war müde.

Nach Mittag hatte es angefangen — in den paar Stunden, die seitdem verflossen waren, die gewaltsamste Szene, die man sich denken konnte — unaufhörlich, in beständiger Steigerung — seine Selbstanklagen, sein Jammer, sein Flehen um Verzeihung und dann wieder die unbändige Glut, in der er sie mit Riesenkraften hinwegtrug aus der Wirklichkeit in die überirdische Welt seiner Liebe.

Und dann der Spektakel heute morgen beim Frühstück, ehe er in die Stadt ging. Die zerhacktete Scheibe im Entrée legte stummes Zeugnis davon ab. So hatte er die Tür hinter sich zugeworfen.

Ganz überwältigt saß sie da, wie zer schlagen von all der Gemütsbewegung. Und der Rausch, den er dann schließlich herbeigezaubert hatte — all die Süße der Versöhnung, — ihr Verzeihen und all die überströmende Liebe.

Fast verächtlich lächelte sie vor sich hin. Sie war nur müde. Weder froh noch getröstet. Sie konnte nicht so darüber hinwegkommen — wie er, der ihr jetzt noch aus der Ferne mit dem Hut zuwinkte — froh, erleichtert — voller Glauben und Vertrauen.

Nein, sie glaubte an nichts mehr. Sie zweifelte tief und bitterlich. Und mit all ihrem Willen, trotz all ihrem brennenden Verlangen, ja, trotz allem Appellieren an sich selbst — sie konnte es nicht so einfach von sich abschütteln wie man eine Last abwirft.

Denn jedesmal — hunderte und aber hunderte von Malen — war etwas von dem äbenden Giftstoff in ihr zurückgeblieben, der alles Vertrauen zerstörte.

Nun saß sie da und ihr war so bang und so weh zu Mute.

Sie war müde und ihr half es nichts, wenn er sich immer mehr hineinsteigerte in Zorn und Mäheri und dann wieder in Verzweiflung und Bärtlichkeit. Helfen! Nein, es half alles nichts. Und das war das Schlimmste. Es schrie nur lauter und immer lauter in ihrer Seele auf, ja, es schrie wie ein ganzer Chor von Teufeln, der sich gegen ihr Glück und ihren Glauben erhob.

Je tiefer er vor ihr im Stau lag und bat und sich quälte, desto tiefer sank er für sie in den Abgrund hinab, aus dem es keine Rettung mehr gab. Je mehr er bat und versicherte, je heißer und inbrünstiger seine Liebe aufloste, ja, je zärtlicher seine Worte lebten — desto bitterer schmerzte die Erinnerung an ihr früheres Zusammenleben, im Vergleich mit dem jetzigen.

Sie blickte hinaus in den Herbsttag.

Eine unglückliche Ehe! Wie alle die anderen, — wie hunderte, hunderte von anderen! — Und doch war es nicht wie die anderen — denn es war ja ihre eigene Ehe, ihr Glück, ihr Leben! Und sie wollte kein unwürdiges Leben führen — wie die hunderte von anderen.

Sie Dagny Krenk!

Mit tiefer Bitterkeit dachte sie über sich selbst nach. Ihr Stolz, ihr hoher Mut, die Schönheit und das hochstrebende Verlangen ihrer Jugend — es kam ihr vor, als ob das alles auf unerklärliche Weise in alle Winde zerflattert wäre.

Sie mußte sich selbst wieder zusammensuchen — wie ein armes Mädchen auf der Straße, — hier einen Felsen und dort wieder einen Felsen und es dann kümmerlich Stück für Stück wieder zusammensuchen. — Sich selbst. — Und in dieser zusammengestückelten Gestalt konnte sie sich nicht mehr emporrichten, konnte nicht mehr trogen, nicht mehr verlangen. Sie schämte sich ja vor sich selbst. — Aber was hatte sie denn getan? Warum stand sie nicht mehr frank und frei ihrem Leben gegenüber, wie sie es früher getan hatte, wie es einst ihr stolzes Streben gewesen war? — Daß sie ihm so oft wieder vergeben hatte? Auf die Versöhnung eingegangen war, — sich durch seine Bärtlichkeit hatte berauschen lassen?

Immer mehr Zweifel — gerade über diesen Punkt — hatten sich in ihr angesammelt — mit jedem Male. Aber wie sollten sie denn miteinander leben können, wenn sie nicht nachgab? Sie hatte es ja manchmal probiert. Aber dann war er erst recht verzweifelt geworden und nur um so gehässiger. Hatte ihr klar gemacht, daß ihr Verhalten einfach verbrecherisch wäre und daß sie es ihrem beiderseitigen Verhältnis schuldig sei zu vergeben. Er hatte seine Selbstanklagen zurückgenommen und ihre Härte nur als Beweis dafür aufgefaßt, daß er mit seinen Beschuldigungen recht hatte.

Und es war ihr immer noch so ganz unbegreiflich. Es war, als ob der kluge, logische Mann plötzlich aller Vernunft beraubt war und nicht mehr zusammenhängend denken konnte. Er überschüttete sie mit Anklagen, die sie durch ihre Sonderbarkeit überraschten, mit einer Art von fanatischem Haß, der ihr innerstes Wesen zerriß und ihr Verhältnis zu einander untergrub.

Oft, oft hatte sie bei sich gedacht, ob er vielleicht gemütskrank sei. Aber das erklärte nichts, stimmte in nichts mit dem, was sie sah, überein.

Sie hatte ihn ja verstanden, so lange sie einen Zusammenhang zwischen den Auftritten zu Hause und den Unannehmlichkeiten mit ihrem Vater im Geschäft sah. Aber seit er sich, vom Anfang des Sommers an in alles, so wie es war, hineinsand und stetig und zufrieden das Geschäft so weiter leitete, wie er es jetzt in

Schwung gebracht hatte — seitdem wußte sie keine Erklärung mehr dafür zu finden.

Ausgenommen die eine: daß er sie nicht mehr liebte! — Und wenn sie das geglaubt hätte, so hätte sie ihren Weg vor sich gesehen, klar und bestimmt. Dann hätte sie ihr Kind genommen und wäre von ihm fortgegangen.

Aber er liebte sie.

Ja, er liebte sie. So sehr, daß sie sich bis heute hatte sagen können: So viel und so gewaltige Liebe wie mir ist noch keiner Frau je zuteil geworden, und deshalb will ich auch alles tragen.

Wiz heute. Jetzt war sie müde.

Sie hatte die Arme auf die Veranda gestützt und das Kinn in beide Hände. Ein Blutroter Weinblatt fiel mit leisem Rascheln in ihren Schoß und sie sah geistesabwesend darauf hin.

Wo war denn alles hingekommen? Es war, als ob ein verborgener reißender Strom es mit sich fortgeschwemmt hätte. Und wo sollte er enden?

Der tiefste brennende Schmerz in ihr war die Scham. Sie schämte sich über ihr Leben, über sich selbst. Sie errötele im Gedanken an die Worte, die er gebraucht, die er ihr ins Gesicht geworfen hatte. Sie gruben sich in ihr Herz ein und blieben darin haken, wenn er sie auch nur so oft zurücknahm und sie hal und auflechte, es zu vergessen. Ja, sie saßen fest wie lauter Madonnen, die sich unauflösbar ineinander fügten.

Jetzt kam das Mädchen mit dem Kinderwagen über den Kiesweg drunter. Die Kleine reckte sich empor und schrie laut auf:

„Mama — Mama!“

Dagny sprang die Treppe hinunter, nahm das Kind auf und drückte es an sich. Sie gab dem Mädchen etwas im Hause zu tun, dann ging er mit der Kleinen im Garten auf und ab, küßte sie, sprach mit ihr und überschüttete sie mit kindlichen Schmeichelnamen, in denen ihr wundes Herz aufzitterte.

Das Kind fühlte sich sehr wohl dabei. Es durfte heute ausnahmsweise ungehindert mit Mutters Haaren spielen. Mit seinen beiden Händchen hielt es zwei lang herabhängende Locken gefaßt wie ein Paar Bügel.

„Nein, da ist ja Großmama! Guten Tag!“ Frau Bugge stand an der Gartenhecke und betrachtete Mutter und Kind, die jetzt mitten in einem üppig blühenden Asternbeet standen und es plünderten.

„Guten Tag, liebe Dagny. Aber es ist wirklich unvorsichtig von Dir, dem Kind so wenig anzuziehen. Bedenke doch, daß Herbst ist.“

„Aber es ist doch so mild heute.“

„Na ja — na ja — mir scheint, die Luft ist im Grunde doch ziemlich scharf.“

Damit nahm Frau Bugge ihr das Kind ohne weiteres ab und trug es mit Autorität zum Wagen hin. Dann setzte sie es nieder und wickelte es ein.

Dagny biß sich auf die Lippen und selgte ihr.

„Nein, nein,“ sagte Frau Bugge, während sie die Kleine mit großer Unständlichkeit umhüllte. „Vorsicht ist die Mutter der Weisheit, sagt ein gutes, altes Sprichwort. Und so eine überglückliche kleine Mama glaubt manchmal, daß die Luft mild ist.“

„Du gehst ja selbst ohne Heberzeug.“

„Ja, ja, aber das ist doch ganz etwas anderes. Nicht wahr, Tullachen. — Oder ist Tulla vielleicht nicht einig mit Großmama?“

Und Frau Bugge schob jetzt den Wagen vor sich her, während sie munter und gesprächig bald mit Dagny, bald mit der Kleinen plauderte. Dagny ging ziemlich wortfarg neben ihr her mit ihrem schweren Duffet — dunkel und hellviolette Ästern, rötliche, blaue, und dazwischen samtblaue Chrysanthem. (Fortsetzung folgt.)

Blinden-Unterricht.

Von Eugène Jacobi.

Eine ganze Reihe von „merkwürdigen“ Blinden, die teils ohne Augenlicht geboren, teils in früher Kindheit erblindet waren, hat Direktor Klein in Wien in seinem 1819 herausgekommenen „Lehrbuch zum Unterricht der Blinden“ namhaft gemacht. Was hier über die Arbeit der Hand, über sogenannte mechanische Fertigkeit verhandelt, erscheint noch wunderbarer, unbegreiflicher als das auf dem Gebiet der Kunst und Wissenschaft Gesehene, wie bedeutend dies auch ist.

Musikalische Begabung oder doch Neigung zum Reich der Töne offenbarten die meisten jener Blinden. Zwei Blinde, Maria Theresia von Paradis, geb. 1759 in Wien, und Mariane Kirchgöchner, geb. 1773 in Bruchsal, machten als ausübende, hochgebildete Künstlerinnen — jene bemeisterte hauptsächlich das Klavier, diese die Harmonika — Konzertreisen durch Europa. Johann Kräferle, geb. 1768 zu Waiblingen in Württemberg, besaß sich, gestützt auf sein Talent für die Musik und die Mechanik, mit der Herstellung von Musikinstrumenten und stand weiterhin einer Instrumentenfabrik, die er begründet hatte, vor. Josef Kleinhaus, geb. 1776 zu Randers in Tirol, schnitzte aus Holz Bildwerke in verschiedensten Größen. Bei seinen Gestalten waren die einzelnen Teile in richtigem Maß gehalten, und die Gesichtszüge zeigten den Ausdruck persönlich seelischen Lebens. Als eine Perle der Wissenschaft steht, geb. 1682 zu Turskton in England, Nikolaus Saunderson da, der an der Universität Cambridge als Professor der Mathematik lehrte.

Aus der Liste jener merkwürdigen Blinden seien nun noch ein Aufseher, der Engländer Johann Metcalf, und ein Note, der Oesterreicher Simon Moser, herausgegriffen. Jener war zuerst Fuhrmann und dann Aufseher des Straßenbaues. Unter seiner Leitung sind in Derbyshire Wege angelegt und verbessert worden. Mittels eines langen Stockes fand er sich, auch auf Bergen und in Tälern, genau zurecht. Moser beförderte auf weite Entfernungen hin Briefe und andere Dinge. Er ging selbst bei ungünstiger Witterung nicht fehl.

Beim Vorstehenden handelt es sich um Einzelfälle. Jene Blinden, die zum großen Teil viel vorlesen hörten, waren wie hier und da wohl noch die einen und anderen ihrer Unglücksgegnossen — in der Lage, sich gemäß ihrer Sondernatur entwickeln zu können. Im großen und ganzen aber galten Blinde als ununterrichtbar, als Wesen, denen infolge ihres körperlichen Gebrechens geistiger Minderwert eignete. Beweise des Gegenteils wurden mehr als Zehntausend bestaunt oder vielleicht auch als vereinzelte Ausnahme, die nur die Regel bestätigt, erachtet.

Begründer des allgemeinen, auf methodischer Grundlage beruhenden Blindenunterrichts ist der Franzose Valentin Haüy. Mehr trieb wohl der Ausdruck „Erfinder“ zu. Handelte es sich doch darum, eine neue Form geistigen Verkehrs zu erfinden. Haüy sammelte Angaben über bedeutende Blinde und die Hilfsmittel, deren sie sich bedienten, und zum Glück für seine Sache kam ihm auch Maria Theresia von Paradis, die auf ihrer Konzertreise Paris berührte, in den Weg. An ihr erfuhr er unmittelbar, wie hoch Blinde trotz ihres körperlichen Mangels geistig anfragen konnten. Sie lenkte seine Aufmerksamkeit auch auf einen Blinden in Mannheim, den vielseitig gebildeten Weisenburg. Klein erwähnt, daß dieser nicht nur selbst Schach spielte, sondern auch einen Taubstummen hierin unterwies, und bedauert dabei das Fehlen genauer Angaben über die Art der Verständigung zwischen beiden Seiten.

Der seiner Liste eingereichte Franz le Sneur, geboren 1766 in Paris, ist Haüys erster Zögling. Freudig verließ der 17jährige Jüngling die Stätte an Kirchthüren, wo er Tag für Tag hatte betteln müssen, um sich ein neues Sein erschließen zu lassen. Durch die bei ihm erzielten Erfolge weckte Haüy schnell allgemeines Interesse für seine Pläne. Besonders durch die „Philanthropische Gesellschaft“ unterstützt, eröffnete er 1784* in Paris die erste Blinden-Unterrichtsanstalt. Franz le Sneur wurde weiterhin deren Geschäftsführer und leitete als solcher Einkäufe und Geldangelegenheiten so, wie kein Sehender es besser hätte tun können. Im Jahre 1791 übernahm der Staat die Anstalt, der Haüy noch bis 1801 vorstand. Alsdann entblödete man sich nicht, ihn einfach gewissermaßen „mit schlichtem Abschied“ zu entlassen. Bahnbrechend für seine Sache hat er hierauf in Petersburg und vorübergehend auch in Berlin gewirkt.

Seit der Eröffnung seiner Blinden-Unterrichtsanstalt der ersten überhaupt waren 20 Jahre verfloßen, als in Wien eine zweite, die erste deutsche, sich aufstalt. Johann Wilhelm Klein, der Verfasser des „Lehrbuches zum Unterricht der Blinden“, rief sie 1801 ins Leben. Anfangs stand ihm bei der Leitung nur seine Frau zur Seite. Einfach nachahmend konnte er nicht vorgehen. Er hatte Haüys Anstalt nicht kennen gelernt und blieb im wesentlichen auf die Schaffung eigener Mittel angewiesen, ist also nicht weniger ein Erfinder. Zunächst setzte er ebenfalls nur mit einem Zögling, dem 14jährigen Jakob Braun, ein, und eine öffentliche Prüfung desselben zeitigte, was Haüy durch die Franz le Sneurs erreicht hatte. Auch in Wien gewann die Sache bald mehr und mehr Anhänger, die Geldmittel bergaben, und 1808 wurde die Schule zur Staatsanstalt. Zwischen Haüy und Klein, diesen beiden Pionieren des Blindenunterrichts, von denen jeder, getrieben durch Beweggründe gleicher Art, als gereifter Mann ans Werk ging, sprang hinsichtlich äußerer Umstände, wie sonstig, die Uebereinstimmung förmlich auffallend in die Augen.

Dem Beispiel Frankreichs folgte zunächst England in der Weise, daß in Liverpool, Edinburgh, Bristol und London Arbeitsschulen für Blinde begründet wurden. Die erste englische Blinden-Unterrichtsanstalt, die dritte überhaupt, entstand 1805 in Norwich, und bald rief man dann auch anderwärts — in Berlin, Petersburg, Stockholm usw. — eine solche ins Leben.

Haüys Methode fußt auf der Nutzung des Tastsinns. Ihn machte er zum Mittler im Blindenunterricht. Blinde betasteten etwas, um es kennen zu lernen. Hierin wurzelt das Wesen, ihnen Kenntnisse und Fertigkeiten zu übermitteln. Statt der Sehkraft arbeitet der Tastsinn. Während den Sehenden das Auge etwas erfassen läßt, geschieht dies beim Blinden durch das von der Spitze des Fingers auslaufende Fühlen. Daß dieses, zum Teil wenigstens, das Sehen zu ersetzen vermag, gleicht einem unergründlichen Geheimnis. Man kann sich in das Wie nicht hineinverleben, wenn auch die Tatsache selbst erhärtet ist.

Ohne weiteres, gleichsam als unausbleibliche Folge der erloschenen Sehkraft, tastet der Tastsinn dem Blinden aber nicht an. Die Befähigung, durch den Druck der Fingerspitzen Begriffe und Vorstellungen aufzunehmen, muß in mühevoller Arbeit errungen werden. Sie eignet einem Blinden mehr, dem anderen minder und entfaltet sich um so besser, je weicher die Haut der Fingerspitzen ist.

Blinden-Unterrichtsanstalten sind als Internate eingerichtet. Zulaz sinden zwar auch

* Auch dem Taubstummen-Unterricht brach ein Franzose — de l'Épée — die Bahn, und auch die erste Taubstummen-Schule entstand — 1760 — in Paris.

Zöglinge, die nur am Unterricht teilnehmend, täglich hingebacht und abgeholt werden. Es handelt sich hierbei jedoch um eine geringe Minderzahl. Eine ganz vereinzelte oder vielleicht die alleinige — Ausnahme macht Berlins städtische Blindenschule dadurch, daß sie ausschließlich als Externat besteht.

Der Lehrplan entspricht im großen und ganzen dem einer Elementar- oder Volksschule. Blinden-Unterrichtsanstalten, die etwa den Stoff eines Gymnasiums oder einer höheren Mädchenschule verarbeiten, gibt's nicht. Für eine weitergehende Schulbildung blinder Minder muß der Weg des Privatunterrichts beschritten werden. Zeitens der Anstalten kommt man solchen Wünschen aber fördernd entgegen.

Mädchen und Knaben werden, einzelne Stunden, z. B. Turnen auf der Oberstufe, angenommen, gemeinsam unterrichtet, teils von Lehrern, teils von Lehrerinnen. Hierunter befinden sich bisweilen auch solche, die selbst des Augenlichts ermangeln. Von fachkundiger Seite ist betont worden, daß gerade blinde Lehrerinnen und Lehrer sich dazu eignen, blinde Kinder zu unterrichten. Die einzelne Klasse nimmt im Durchschnitt etwa 15 Zöglinge auf.

Sehr breiten Raum hat die Unterweisung in Arbeiten der Hand, die, unter Ausschaltung des Sehvermögens, mittels des Tastsinns durchführbar sind. Storbledten, Würstenbinden, Seilereien usw. stehen auf dem Plan. Weitunter will man hinsichtlich der Ertragsfähigkeit einen Nühler ausstrecken und greift zunächst verfußweise nach einem Zweige des Handwerks, wie das zum Beispiel in Kopenhagen mit der Schuhmacherei geschehen ist. Vorgearbeitet wird der Ausbildung im Handwerk bereits auf der untersten Klasse. Hier dreht sich bei den Übungen im wesentlichen um ein Durchstecken oder Durchziehen. Kleine unbedeutende Rolle spielt das Formen aus Ton, womit man gleichfalls schon bei den Kleinen einsetzt. Auf einer breittartigen Unterlage erhält jedes Kind etwa 200 gnetmasse, und dann folgt die Weisung, irgend einen Gegenstand, z. B. einen Eimer, ein Störbchen zu bilden. Ein in der Klasse befindliches Gefäß mit Wasser dient dem Zweck, nötigenfalls den Ton anfeuchten zu können. Was Zöglinge der Oberstufe aus ihm hervorbringen, trägt bisweilen vollständig das Gepräge der Kunst. Es traf dies z. B. für kleine, entzückend zierliche Sträußchen zu, die im einzelnen, in den Mäntchen, Blüten usw. genau ausgearbeitet waren.

Beim Lesen und Schreiben ist jetzt in den Blinden-Unterrichtsanstalten überall die „Punktschrift“ im Gebrauch. Ursprünglich arbeitete man, von einer Verschiedenheit der Formen im einzelnen abgesehen, mit den im Hochdruck hergestellten Lautzeichen der lateinischen Schrift. Die deutsche kam ja für Frankreich und England überhaupt nicht in Frage, und auch Klein empfahl die lateinische als leichter betastbar und lesbar. Er hat seinem „Lehrbuch“ ein vollständiges Relieualphabet, das nach den großen und kleinen Buchstaben auch die Zahlen 0 bis 9 bringt, eingefügt. All diese Lautzeichen, die der Sehende ja ebenfalls lesen kann, treten derart vor, daß sie zum Lesen für Blinde als durchaus geeignet erscheinen. Der wunde Punkt lag aber im Schreiben. Mit Vorrichtungen, die dieses dem Blinden ermöglichen oder erleichtern sollten, hat man sich wohl vielfach abgemüht. Sie blieben aber alle mehr oder minder mangelhaft. Um die Handschrift Blinder war es nicht sonderlich gut bestellt.

Die Punktschrift, entstanden in Frankreich, reicht mit ihren Anfängen in das zweite Jahrhundert des 19. Jahrhunderts hinein. Den ersten Anstoß gab Barbier. Er reichte Punkte auf und bestimmte nach deren Anordnung die Buchstaben. Hiernach wäre z. B. „o“ mit drei Punkten — — — auszudrücken. Es hatte aber nicht jeder Buchstabe sein eigenes Punktzeichen, und das er-

schwerle den Gebrauch. Diesem Mangel half Braille ab, nach dem die Punktschrift auch „Braille-Schrift“ benannt wird. Slicht man mit einer Nadel ins Papier, so buchtet sich umstehend eine kleine Erhöhung auf. Solche erhöhte Stellen machen die Punktschrift aus. Der Blinde betastet sie und fühlt durch die Anordnung den Buchstaben heraus.

Für das einzelne Schriftzeichen kommt ein Raum von 6 Punkten — $\begin{smallmatrix} \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \end{smallmatrix}$ —, deren jeder 3 Millimeter vom Nachbar entfernt ist, in Frage. Kleins heißt aber mehr als 5 Punkte, und bloß 2 Buchstaben — „Q“ $\begin{smallmatrix} \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \end{smallmatrix}$ und „Y“ $\begin{smallmatrix} \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \end{smallmatrix}$ — setzen sich aus 5 Punkten zusammen. Die ersten 10 Buchstaben, also A bis J, laufen nur über die

man den Buchstaben der ersten Gruppe das Zahlenzeichen — $\begin{smallmatrix} \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \end{smallmatrix}$ — vorsetzen. Es ergibt sich also z. B. nachstehendes Bild:



Für das blinde Kind sind Tinte und Federn nicht vorhanden. Es schreibt mit einem Stahlstift, der in hölzernem Griff steckt. Das Blatt liegt einer Zinkplatte fest auf. Darüber spannt sich ein verschiebbares Messinglineal, aus dem im Maß der 6 Punkte — $\begin{smallmatrix} \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \end{smallmatrix}$ — kleine Vierecke herausgeschnitten sind. Das Kind setzt hier seinen Stift ein und rückt,

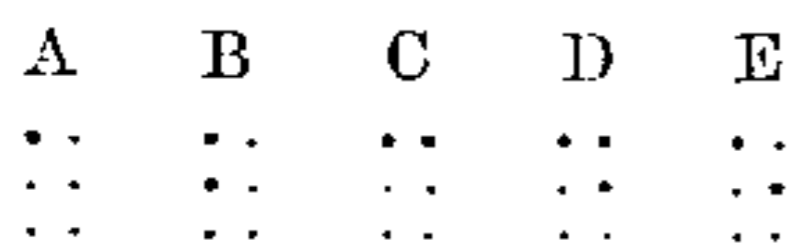
Blinde Kinder lesen, die Punkte betastend, genau so geläufig wie andere aus den vor ihnen liegenden Büchern mittels der Augen. Für Sehende ist die Braille-Schrift allerdings nur ein unverständliches Gewirr. Wie sehr aber diese Punktbuchstaben dem Wesen des Blinden entsprechen, erhellt unter anderem schon der Umstand, daß sich in früheren Zeiten Blinde mitunter etwas von ähnlicher Art ausgedacht haben. In Kleins Liste geschieht einer Französin de Salignac Erwähnung. Wer an diese schrieb, mußte die Buchstaben mit einer Nadel durchstechen, und sie las dann, die aufgebuchteten Punkte betastend, den Brief.

Werke der verschiedensten Art, zu denen sogar der Koran zählt, sind in Punktbuchstaben erschienen und dadurch Blinden zugänglich ge-

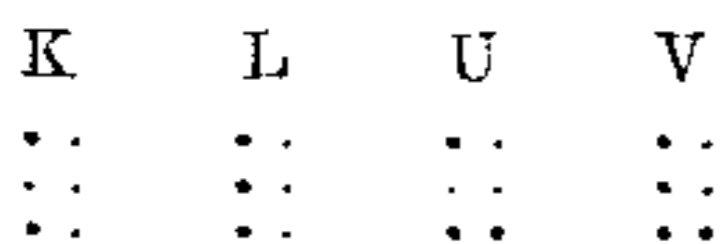


Blinde Kinder beim Unterricht.

obere und mittlere Linie hin. Man schreibt zum Beispiel:



Fügt man der unteren Linie 1 oder 2 Punkte an, so entstehen die übrigen Buchstaben. Man zeichnet also z. B.:



Wenn Buchstaben der ersten, von A bis J reichenden Gruppe auf der mittleren und unteren Linie angebracht sind, bilden sie Satzzeichen. Das Semikolon z. B. wird folgendermaßen ausgedrückt: $\begin{smallmatrix} \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \\ \cdot & \cdot & \cdot \end{smallmatrix}$

Etwas umständlich ist das Schreiben der Zahlen. Um sie zum Ausdruck zu bringen, muß

nachdem eine Reihe beschrieben ist, das Lineal weiter. Dieses fehlt den Mapptafeln, die auch in Gebrauch kommen. Bei ihnen dient die eine Hälfte als Unterlage, während die andere, von oben bis unten hin mit den für jede Linie nötigen Ausschnitten versehen, das ganze Blatt bedeckt.

Die Kinder schreiben stets von rechts nach links, kehren das Blatt um und lesen nun von links nach rechts.

Völlig belanglos für die Form der Braille-Buchstaben bleibt es, ob sie durch die Hand oder die Maschine entstehen. Punktschrift und Punkt-druck kommen sich gleich. Ein Unterschied besteht allein in der Weise, daß dieser über jede Seite eines Blattes, jene aber nur über eine desselben hinzugehen pflegt. Große und kleine Buchstaben kennt die Braille-Schrift nicht. Beide fallen bei ihr zu einer Form zusammen. Hier- von abgesehen, hält sich der Blindenunterricht aber an die allgemein übliche Rechtschreibung.

worden. Es gibt, was für die musikalische Ausbildung der Blinden von wesentlicher Bedeutung ist, auch Punktnoten.

Der Blindenunterricht umfaßt noch eine andere Schrift, die „Plattschrift“, und pflegt mit ihr bei vorgefertigten Jünglingen einzusetzen. Sie befähigt den Blinden zu einer dem Sehenden ohne weiteres lesbaren Niederschrift. Um die in Frage kommenden lateinischen Buchstaben aufs Papier zu bringen, kann er sich verschiedener Tafeln bedienen. — Im wesentlichen handelt es sich darum, daß er in je eine Rille je einen Buchstaben — natürlich nicht mit Tinte — hineinschreibt. Was er hierbei liefert, gleicht der Maschinenschrift. Sonderlich schwer hält es nicht, wie ein Lehrer sagte, Blinden den Gebrauch dieser Schrift, die sie nicht lesen können, geläufig zu machen. Mapptafeln mit der „Zeilenmarkierung“ sind zweckdienlich für diejenigen, die das Schreiben vor ihrer Erblindung gelernt hatten.

Zur Veranschaulichung bedarf der Blindenunterricht sehr vieler Dinge, die in Schulen für vollsinnige Kinder nicht anzutreffen sind. Ein Umeingeweihter könnte den ihrer Aufbewahrung dienenden Raum vielleicht für ein kleines Spielwarenlager halten. Bei all diesen Sachen — Laternen, Frachtwagen, Eisenbahnschienen usw. ist, den Regungen der jugendlichen Blinden entsprechend, in möglichst weitem Umfang für die Zerlegbarkeit Sorge getragen. Manches hiervon fertigen die Lehrenden selbst an. Es geschieht das besonders bei Dingen, die eine örtliche Eigenart verkörpern. Verblüffend wirkte die nach vorhergegangenem Detasten ausgesprochene Frage eines achtjährigen, blindgeborenen Mädchens: „Was für eine Farbe

Zum Rechenunterricht kann man für blinde und sehende Kinder die gleiche Rechenmaschine benutzen. Bei jenen tritt naturgemäß das Kopfrechnen noch weit mehr als bei diesen in den Vordergrund. Ein Lehrer ließ hauptsächlich die Kinder sich gegenseitig fragen. Er stellte nur hin und wieder einige Aufgaben, um die Art anzudeuten. Wer nicht antworten konnte, durfte auch nicht fragen. Hierzu kam es aber fast gar nicht. Förmlich Schlag auf Schlag folgten sich Frage und Antwort, während die Gesichtchen in freudiger Genugung erglänzten.

Jüngerlinge, denen mehr oder minder noch Sehreste eigen, pflegen im Durchschnitt, wurde von fachmännischer Seite versichert, weniger als

nahme, die Schulpflicht auf blinde Kinder auszudehnen, und dem steht wiederum der Mangel an Blindenunterrichtsanstalten überhaupt und an öffentlichen im besonderen im Wege. Manche solcher Anstalten werden durch private Mittel unterhalten.



Rechtsleben im alten Kambodja.

Von Hans Bloch.

(Fortsetzung.)

Besondere Arten des Gottesurteils gab es für die Bonzen. Die für diese heiligen Männer bestimmten Proben haben alle das gemeinsame, daß sie die Unschuld des An-



Blinde beim Korbflechten.

haben die Knöpfe an Deiner Taille?“ Des Gastes zweifellos sehr geistreiche Antwort: „Wie Deine Schürze“ schien durchaus zu befriedigen, war überdies auch, nebenbei bemerkt, wahrheitsgetreu. In der Anstalt hieß es, daß blinde Kinder öfters derartige Fragen stellen. Sie tun es, wie wenn etwa Sehende nach fremden Dingen, von denen sie hörten, sich erkundigen.

Beim geographischen Unterricht kommen Wandkarten aus Holz zur Verwendung. Die Gebirge sind erhöht, die Gewässer vertieft dargestellt und die Städte und Grenzen durch Knöpfe und Knöpfchen, die Eisenbahnlagen durch Drähte markiert. Kleine Karten aus gepreßtem Papier dienen dem Handgebrauch. Oefters mußten Kinder von der Wandkarte fortgehen, dann zurückkommen und wiederum den gleichen Punkt zeigen. Das alles hatte möglichst schnell zu geschehen und wiederholte sich mitunter mehrmals.

vollständig blinde zu leisten. Jene greifen durch Versuche, das Auge zu brauchen, hemmend in die Entfaltung des Tastsinns ein. Nicht wenige Kinder sind bei ihrem Eintritt in die Anstalt ganz unbehilflich. Die Angehörigen haben sie immer gestützt und geführt und ihnen alles hingereicht. Ein kleiner Knabe verstand sich buchstäblich nicht darauf, zu essen. Man hatte ihm bisher stets nur die — Flasche gegeben. Für die Anstalt wie für die Kinder selbst ist es dann recht mühevoll, über all jene Schwierigkeiten hinwegzukommen. Das Bestreben, die Blinden von dem Gedanken an ihr Unglück möglichst abzulenken, bekundet sich in manchen Anstalten auch dadurch, daß der Ausdruck „tasten“ nicht gebraucht wird. In den Stunden heißt es z. B.: „Ihr habt Euch das angesehen!“ nicht aber: „Ihr habt das betastet!“

Noch ist der Blindenunterricht nicht in Wahrheit allgemein. Es fehlt an der Maß-

geklagen zur Voransetzung haben und ihn seinen Schmerz bereitenden Prozeduren unterwerfen. Der beschuldigte Bonze legte sich zum Beispiel in einer Pagode auf einem Bett schlafen, nachdem fünf Bonzen vor fleckenlosem Ruf die Götter angerufen und die Geister der 1000 Welten zu Zeugen geladen hatten.

Wenn dann der angeklagte Bonze während des Schlafes von Alpdrücken gequält wird, das die Seelen der Verstorbenen, die in den Körper eintreten oder Geipenster in menschlicher Gestalt verursachen, wenn Ameisen ihn in großer Zahl überfallen und stechen oder wenn Steine oder Erdstücke von unsichtbaren Händen nach ihm geworfen werden, so ist das ein Zeichen seiner Schuld. Geschieht nichts von alledem, so gilt er für unschuldig und rein.

Die kambodjischen Gesetze enthielten folgenden Grundsatz:

Wenn der Ankläger nicht den Beweis für das erbringt, was er dem Angeklagten zur Last legt, soll er verurteilt werden, jene Strafe zu erleiden, die der Angeklagte hätte erleiden müssen, im Fall daß ihm das Verbrechen bewiesen worden wäre.

Es versteht sich am Munde, daß angesichts dieser fatalen Eventualität und bei der Art der Mittel, wodurch die Wouzen ihre angebliche Unschuld beweisen konnten, sich nicht gerade häufig jemand gefunden haben wird, der es wagte, einen dieser heiligen Männer eines Verbrechens zu beschuldigen.

Aber diese dunklen Blätter der Gesetzbücher von Kambodja haben auch eine lichtere Seite. Eine tritt bei ihrer Betrachtung besonders hervor. Die Gesetzgeber des Landes zeigen eine lobenswerte Sorge, den wahren Verantwortlichen zu treffen. Nicht der unbewußte Verüber eines Vergehens oder Verbrechens soll bestraft werden, sondern der wahre Schuldige, der Anstifter.

Zwei charakteristische Beispiele dafür seien angeführt. Das erste ist in den Artikeln 15 und 16 enthalten, die die Strafen für niederliche Weiber festsetzen. Sie lauten:

Artikel 15. Wenn eine Frau zwei Liebhaber hat und der eine der beiden trifft den anderen, beleidigt, schlägt und verwundet ihn, so soll er nach dem Gesetz mit einer Geldbuße zugunsten des Verwundeten belegt werden. Die Frau, die Beziehungen zu zwei Männern unterhält, deren Niederlichkeit also die Ursache für das Vorgefallene abgab, soll in der im Königreich üblichen Weise bestraft werden.

Artikel 16. Eine Frau, die ihre Gunst zuerst einem ersten Liebhaber und danach einem zweiten gewährt und die infolge der Leichtfertigkeit ihres Betragens die Ursache ist, daß der eine der beiden Rivalen den anderen tötet, soll auf folgende Weise bestraft werden: zuerst soll sie dreißig Schläge mit einem Rohrstab erhalten, dann sollen ihr die Haare in Form eines Rabenfußes schimpflich verschnitten werden, man soll ihr rote Chinarosen an beide Ohren stecken und so soll sie während dreier Tage an den Pfahl gebunden werden.

Auch der Kuppler wird sehr schwer bestraft. Der Artikel 13 setzt darüber fest:

Wer sich zum Vermittler strafbarer Beziehungen eines Mannes oder Jünglings zur Tochter, Nichte oder Enkelin jemandes macht und sie begünstigt, soll zu fünfzehn oder zwanzig Schlägen mit dem Rohrstock verurteilt werden, je nach der Strafbarkeit des Vergehens, dessen er sich schuldig macht, in dem er das betreffende junge Mädchen entehren läßt.

Und der Artikel 4 sagt:

Wer durch Kunstgriffe oder sonstige Maßnahmen bewirkt, daß die Frau eines anderen die Ehe bricht, soll mit einer Geldstrafe belegt werden, die die Hälfte dessen beträgt, die derjenige zu zahlen hat, der die Frau eines anderen entehrt. Wer durch Stillschweigen oder auf andere Weise solch strafbaren Handel begünstigt, soll mit einer Geldstrafe belegt werden, die die Hälfte derer beträgt, zu der jener verurteilt wird, der durch seine Kunstgriffe oder andere Maßnahmen die Schuld trägt, daß der Ehebruch begangen wurde.

Das zweite Beispiel spricht noch beredter dafür, wie sehr die Kambodjaner darauf bedacht waren, denjenigen zu bestrafen, der für ein Vergehen die eigentliche moralische Verantwortlichkeit trägt.

Jemand verbringt den Tag bei einem Freunde und betrinkt sich bei der Mahlzeit infolge zu reichlichen Anbieten von Getränken. Auf dem Heimwege begeht er ein Vergehen oder ein Verbrechen. Wird er bestraft werden? Nein! In den Augen des kambodjischen Gesetzgebers ist der Gastgeber, der seinem Freunde erlaubt

hat, sich zu betrinken, der einzige Schuldige und er wird bestraft für alle Uebeltaten, deren unverantwortlicher Verüber der Betrunkene ist.

Dieselbe Verantwortlichkeit trägt der Gastwirt, der seinen Gast sich betrinken läßt und nicht die Vorsicht löbt, ihn nach Hause zu führen, um jeden Skandal auf den öffentlichen Straßen zu verhüten.

Das Kapitel über die gegenseitigen Pflichten der Ehegatten bietet die interessantesten und merkwürdigsten Einzelheiten aus den Sitten der Eingeborenen.

Das Gesetz der Kambodjaner kennt drei Klassen von Frauen, die für legitim gelten: die erste, die als die vornehmste betrachtet wird, ist jene, die der Mann von ihren Eltern nach den Sitten des Landes zur Ehe verlangt hat, d. h. unter Darbringen von Betel (ein allgemein gebräuchliches Raummittel aus Arekanüssen, den Blättern des Betelpfeffers und gebranntem Kalk) und Krat, den üblichen Grüßen usw. Solche Heirat wird stets festlich gefeiert. In die zweite Klasse gehört die Frau, die von den Eltern gefordert wird, ohne daß Betel und Krat dargebracht werden und für die es kein Hochzeitsmahl gibt. Diese Form der Heirat findet gewöhnlich statt, wenn ein Mandarin ein junges Mädchen aus dem Volke liebt oder ein Reicher ein Mädchen aus armer Familie heiraten will. Die dritte Klasse der Ehefrauen wird von Frauen gebildet, die aus der Sklaverei losgekauft und zur rechtmäßigen Gattin genommen wurden.

Nachdem die drei Klassen der als legitim erachteten Ehefrauen beschrieben sind und der Rang, der ihnen zukommt, bestimmt ist, fährt das Gesetz fort:

Wenn jemand Ehebruch mit der ersten Frau eines anderen begeht, so wird er zur vollen Geldstrafe verurteilt. Begeht er Ehebruch mit der zweiten Frau eines anderen, wird er zu vier Fünfteln der üblichen Geldstrafe verurteilt. Wenn der Ehebruch mit der dritten Frau eines anderen begangen wird, soll der Schuldige zu drei Fünfteln der üblichen Geldstrafe verurteilt werden.

Was die ehebrecherische Frau angeht, so wird sie auf folgende Weise bestraft: Man soll ihr das Gesicht mit einem aus Bambus geflochtenen Korb bedecken, hinter beide Ohren soll man ihr rote Chinarosen stecken und ein Halsband und eine Krone aus denselben Blumen sollen ihr angelegt werden. In diesem Zustande soll sie drei Tage lang beim Klang des Tam-Tam inmitten zweier Reihen Bewaffneter in der Stadt und auf dem Markte herumgeführt werden. Während des Herumführens soll die Schuldige ihr Vergehen bekennen und die Frauen ermahnen, ihrem schlechten Beispiel nicht zu folgen.

Diese Bestimmungen zeigen uns die Stellung der Frau in Kambodja. Sie ist das Eigentum, ein Vermögensobjekt des Mannes und wenn ein Dritter ihn in ihrem Besitze beeinträchtigt, so hat er folgerichtig dem Manne eine Geldbuße, eine Entschädigung zu zahlen. Von einer kriminellen Bestrafung des ehebrechenden Mannes ist, wie wir noch sehen werden, nur in besonders schweren Fällen die Rede, für die ehebrechende Frau dagegen gibt es in jedem Falle harte Ehrenstrafe. Die ausnahmsweise kriminelle Bestrafung des ehebrechenden Mannes zeigt das Aufkommen neuerer Anschauungen an, die dem alten Recht zunächst einfach aufgesproßt werden.

Diese Erscheinung ist aber nur ein Teil der allgemeineren, daß im kambodjischen Recht ältere und neuere Rechtsanschauungen noch ziemlich unvermittelt neben einander herlaufen, so daß sie leicht von einander zu trennen sind. Auf die ältere Zeit, auf die Anfänge des öffentlichen Rechts, da an die Stelle der Blutrache der Loskauf, die Zahlung einer Entschädigung (das

Wehrgeld der alten Germanen) trat, weisen die stets an erster Stelle angeführten Geldbußen an die Verletzten hin — teilweise fließen sie schon in den „Schatz des Königs“. Die Leibes- und Ehrenstrafen sind offenbar jüngerer Ursprungs, entspringen anderer Rechtsanschauung als die der älteren Zeit. Sie entstammen einer Zeit, die bereits mit Besitzlosen oder doch Wenig-Besitzenden rechnete.

Die Ehrenstrafen waren im kambodjischen Gesetzbuch fleißig ausgebildet. Wie die Ostasiaten im allgemeinen, so halten auch die Kambodjaner viel auf ihre persönliche Würde, und da sie den körperlichen Schmerz verachten, so sind sie für jede Verletzung ihres Selbstgefühls weit empfindlicher als für Stockschläge.

Die kambodjischen Gesetzbücher bestimmen die verschiedenen Verstöße, Vergehen oder Verbrechen, die aus den Beziehungen zwischen Mann und Frau entspringen können, bis in die kleinsten Einzelheiten, die auf das Eingehendste angeführt werden. Der Gesetzgeber gibt besondere Vorschriften für Fälle, die höchst seltsam erscheinen.

So wird eine besondere Strafe vorgeschrieben für den Fall, daß eine Frau die Ehe bricht. „Während ihr Haus brennt.“ Es wird offenbar ein erschwerendes Moment darin erblickt, wenn das Delikt in solch einem Augenblick begangen wird. Eine Frau muß in der Tat eine seltsame Eile haben, untreu zu werden, wenn sie sich gerade die Stunde dazu wählt, da ihr Haus in Flammen steht.

Das Gesetz ist auch voller Strenge für einen anderen Fall, der im Artikel 29 vorgesehen ist, in dem es heißt:

Wenn eine Frau unmittelbar nach dem Tode ihres Mannes, da der eingesargte Körper des Verstorbenen noch im Hause ist, und sie also trauern und Tränen vergießen sollte, in dasselbe Haus, worin der Tote liegt, einen Liebhaber führt und ihn dort schlafen läßt, so soll sie auf die Klage der Verwandten des Toten auf folgende Weise bestraft werden:

Man lege ihr einen aus Bambus geflochtenen Korb auf den Kopf, der bis zu den Augen hinabreicht und so soll man sie dreimal um das Haus herumführen, in dem sich der Tote befindet. Während dieses Umganges soll sie ihre Schuld bekennen. Was denjenigen angeht, der in das Sterbehaus eingelassen ist, so soll er zu einer Geldstrafe von drei Atching, zwei Tomlong und zwei Wat (ungefähr 224 Mark) verurteilt werden. Die Verwandten erhalten diese Summe ausgezahlt.

Sind die Strafen schon hart, wo es sich um Vergehen handelt, die in plötzlicher Verirrung begangen werden, so steigern sie sich zu unbarmherziger Strenge, wenn keine Reue gezeigt wird. Das ergibt sich in nicht mißzuverstehender Weise aus dem Artikel 6, der lautet:

Wenn eine verheiratete Frau, die mit einem Geliebten die Ehe gebrochen hat, bei ihm ein oder zwei Tage oder länger bleibt, so ist sie als eine sittenlose Person zu betrachten. Daher soll man sie, nachdem man ihren Geliebten mit einer Geldstrafe hat büßen lassen, auf folgende Weise bestrafen: Man soll ihr mit Kalk zwei Linien in Kreuzesform über das Gesicht ziehen, ihr eine Krone von Chinarosen aufsetzen und ihr eine Halskette von solchen Blumen umlegen, und sie soll öffentlich ausgestellt und beim Klang des Tam-Tam inmitten zweier Reihen von Bewaffneten durch die Stadt und auf dem Markte herumgeführt werden. Während dieses schimpflichen Ganges soll sie ihr Vergehen bekennen und die Frauen ermahnen, ihrem Beispiel nicht zu folgen. Was ihren Mitschuldigen betrifft, der schon mit einer Geldstrafe belegt wurde, so soll er das Schandbrett am Halse, während dreier Tage öffentlich ausgestellt werden. Endlich sollen die Schuldigen sechzig Stockschläge erhalten.

(Schluß folgt.)

Die Tigerjagd.

Humoristische Erzählung von W. W. Jacobs.

(Fortsetzung.)

Wir guckten uns vorsichtig um, und nach und nach machte sich erst der eine auf den Weg und dann ein zweiter, um nachzusehen, ob ihre Frauen und Kinder gefressen wären oder nicht. Keine Seele nich war angerührt; aber die Frauen und Kinder hatten solche Angst, daß nix damit aufzustellen war. Keins von die Kinder wollte nach Schule gehen und sie saßen den ganzen Tag zu Haus und hatten das Vorderfenster mit 'ne Matratze verbarriadiert, um den Tiger abzuwehren.

Niemand hatte Lust, an die Arbeit zu gehen, aber sie mußte getan werden, und als Bauer Dime sagte, daß die Tiger den ganzen Tag schliefen und nur gegen Abend hervor-kämen, waren wir 'n bißchen beruhigt. Nich eine Seele ging den Abend in den „Blumen-schl“, aus Angst, im Dunkeln nach Haus zu kommen, aber als den Abend nix passieren lat, fingen wir an zu hoffen, daß der Tiger weiter gewandert wäre.

Geerd Krüger lachte über die ganze Ge-schichte und sagte, er glaubte nich, daß da über-haupt 'n Tiger wär'; aber keiner lehrte sich daran, was er sagte, denn Geerd Krüger is, wie ich schon oft Leute erzähl hab', das schwarze Schaf von Wormhagen, von wegen seine Wilddieberei und, was schlimmer is, seine Veriebenheit.

Aber den nächsten Morgen passierte was, daß Geerd Krüger doch 'n dummes Gesicht machte und wünschte, er hätte nich so vorlaut geredet; denn als kloß fünf Friederich Schott 'runterging, um seine Hühner zu füttern, fand er, daß der Tiger schon vor ihm dagewesen war und hatte nich weniger als sieben davon ge-fressen. Die Seitenwand von's Hühnerhaus war eingebrochen, da lagen 'n paar Federn auf 'r Erde und zwei kleine Kücken zerschmettert und tot daneben.

Die Art und Weise, wie Friederich Schott sich darum aufstellen lat, würden Sie kaum für möglich halten. Er sagte, die Regierung müßte für den Schaden aufkommen, und anstatt, daß er zur Arbeit ging, packte er die beiden kleinen Kücken und die Federn in 'ne Puddingform und ging damit nach Meinersdorf, 'ne halbe Meile von hier, wo sie einen Polizisten hatten.

Er traf den Polizisten, Wilhelm Niemann hieß er, wie er bei der Hintertür von dem Wirts-haus „Zum schlauen Fuchs“ stand und den Hühnern von dem Wirt 'ne Hand voll Körner hinstreute, und das erste, was Herr Niemann sagte, war: „Das is nich mein Revier“, sagt er.

„Aber Sie könnten es in Ihre freie Zeit tun, Herr Niemann“, sagt Friederich Schott. „Es is sehr wahrscheinlich, daß der Tiger noch einmal nach meinem Hühnerhaus kommt, um den Nest zu holen, und er würde wohl ein dummes Gesicht machen, wenn er seinen Kopf reinsteckte und sah Sie da auf ihn warten.“

„Da würd' er auch guten Grund zu haben“, meint Polizist Niemann und starrt ihn an.

„Denken Sie doch mal, was Sie das für Ruhm einbringen würd“, sucht Friederich Schott ihn zu schmeicheln.

„Hören Sie mal“, sagt Polizist Niemann, „wenn Sie nich sich und die Puddingform schleunigst von hier wegbringen, dann kommen Sie mal mit, verstehen Sie mich? Sie haben getrunken und sind in einem aufgeregten Zu-stande.“ Er gab Friederich Schott einen Stoß und folgte ihm die Chaussee entlang, und jedesmal, wenn Friederich stehen blieb und ihn fragte, was ihn einfiel, gab er ihm einen neuen Stoß, um es ihm zu zeigen.

Friederich Schott erzählte uns das allens an dem Abend, und die von uns, die die meiste Kurage hatten, gingen nach dem „Blumen-schl“, um mal darüber zu sprechen, was nun zu

tun wär', paßten aber auf, daß wir wieder nach Haus kamen, so lange als es noch hell war. Diese Nacht verschwanden Peter Stege seine beiden Schweine. Sie waren zwei von die schönsten Schweine, die ich je gesehen habe, und allens, was Peter Stege tun konnte, war, daß er aufrecht im Bett saß und beberte und auf ihr Quielen lauschte, als der Tiger sie mit sich fort-zog. Fast ganz Wormhagen stand am nächsten Morgen um den Schweinestofen herum und be-guckte sich das zerbrochene Stallet. Einige guckten auch nach Fußspuren von dem Tiger, aber es war trockenes Wetter, und sie konnten keine finden. Keiner wußte, wer nun zunächst an die Melde kommen würd, und der vernünf-tigste, Klaus Viets, ging direkt nach Haus und schlachtete sein Schwein, ehe er an die Arbeit ging. Kein Mensch wußte, was er tun sollte; Bauer Haller sagte, das ging das Militär an, und spannte an und fuhr nach Ludstadt, um die Polizei das zu sagen, aber da kam nix nach, und an dem Abend um zehn Minuten vor zwölf verschwand Karsten Niedler sein Schwein. Es

kommen sahen. Seine Augen stierten und sein Haar war ganz zerzaust. Er bestellte sich 'n Pott Bier und trank ihn beinah auf einen Zug aus, und dann saß er da und prißte und hielt den Pott zwischen seine Kniee und guckte kopf-schüttelnd auf die Erde, bis jeder mit Reden aufhörte und ihn anguckte.

„Was is los, Heinerich?“ fragt einer.

„Frag mich nich“, sagt Heinerich Wiese.

„Du willst doch wohl nich sagen, daß Du den Tiger gesehen hast?“ sagt Karsten Niedler.

Heinerich Wiese gab ihm keine Antwort.

Er stand auf und wanderte in der Stube hin und her, immer noch mit dem ängstlichen Mied in seinen Augen, und ein oder zweimal fuhr er so erschrocken zusammen, daß er uns vor Schreck fast um unseren Verstand brachte. Dann kriegte Karsten Niedler ihn zu packen und drückte ihn in einen Stuhl und gab ihm zwei Pommer-lunder zu trinken und klopfte ihm auf'n Rücken, und schließlich kam Heinerich Wiese wieder zu Verstand und erzählte uns, wie der Tiger ihn um all die Bäume im Buchengehölz gejagt hätte, bis es ihm gelangt wäre, auf einen Baum zu klettern und ihm zu entweichen. Er sagte, der Tiger hätte ihn da über eine Stunde festgehalten und hätte sich dann plötzlich umgedreht und wäre die Chaussee nach Ludstadt längs gerannt.

Das war 'ne glückliche Rettung und jeder sagte das, außer Klaus Viets, der soviel Fragen stellte, daß Heinerich Wiese ihn schließlich fragte, ob er seinen Worten nicht glauben lat.

„Es stimmt allens, Klaus“, brummt Geerd Krüger, der gleich hinter Heinerich Wiese 'rein-gekommen war. „Ich hab' ihn mit dem Tiger hinter ihm gesehen.“

„Was?“ sagt Heinerich und glotzt ihn an.

„Ich habe allens gesehen, Heinerich“, pflichtet Geerd Krüger bei, „und ich hab auch Deine Kurage gesehen. Das hat Dich Mühe genug gekostet, daß Du Dich entschlossen hast, wegzulaufen. Ich glaube, wenn Du 'ne Karte in der Hand gehabt hättest, wärest Du ihm an den Stragen gegangen.“

Jeder rief „Bravo“; aber Heinerich Wiese schien das gar nich recht zu sein. Er saß ganz still da und guckte Geerd Krüger an und schließ-lich sagt er: „Wo warst Du?“ sagt er.

„Auf einem anderen Baum, Heinerich, wo Du mich nich sehen konntest“, sagt Geerd Krüger und lachelt ihn an.

Heinerich Wiese, der gerade einen Schlud Bier trank, verschluckte sich und stellte dann seinen Pott hin und ging direkt nach Haus, ohne noch 'n Wort mit jemand zu reden. Ich wußte wohl, daß er Geerd Krüger nich gern leiden mochte, aber ich konnte nich verstehen, warum er so ärgerlich darüber sein sollte, daß er so für ihn geredet hatte, wie er getan hatte, aber Geerd sagte, das wäre bloß seine Bescheidenheit und er dächte darum nur noch besser von ihm.

Danach wurden die Dinge schlimmer als je: die Frauen und Kinder blieben in den Häusern und hielten die Türen verschlossen, und die Männer wußten nie, wenn sie zur Arbeit gingen, ob sie wieder nach Haus kommen würden. Sie küßten ihre Kinder, wenn sie morgens weg-gingen, und ihre Frauen ebenfalls, — einige von ihnen wenigstens; selbst Männer, die schon jahrelang verheiratet waren, taten das. Und verschiedene mehr von ihnen sahen den Tiger, als sie bei der Arbeit waren, und kamen nach Haus gerannt, um es zu erzählen.

Der Tiger hatte sich schon nahezu 'ne Woche so gepflegt; nix war versucht worden, um ihn zu fangen und was die Wormhagener noch ver-rückter als sonst was machte, war, daß die Lud-städter sagten, das ganze wäre ein Irrtum, der Tiger wäre gar nicht ausgebrochen. (Schluß folgt.)

März.

**Es ist ein Schnee gefallen,
Denn es ist noch nicht Zeit,
Daß von den Blümlein allen,
Daß von den Blümlein allen
Wir werden hoch erfreut.**

**Der Sonnenblick betrüget
Mit mildem falschem Schein,
Die Schwalbe selber lüget,
Die Schwalbe selber lüget,
Warum? Sie kommt allein!**

**Sollt ich mich einzeln freuen,
Wenn auch der Frühling nah?
Doch kommen wir zu Zweien,
Doch kommen wir zu Zweien,
Gleich ist der Sommer da.**

Goethe.

war eins von die fettesten, die je in Wormhagen gemähtet waren, aber der Tiger wurde so leicht damit fertig, als wenn's nix wär'. Karsten hatte die Kurage, aus 'n Fenster zu gucken, als er das Schwein quieken hörte, aber da war solch gräßliches knurrendes Gestöhn, daß er nich Hand noch Fuß zu rühren wagte.

Karl Schütte seine Idee war, daß Leute, die Schweine oder sowas hätten, sie des Nachts im Haus halten sollten, aber Peter Stege und Karsten Niedler machten ihn beide darauf auf-merksam, daß der Tiger eine Hintertür mit einem Schlag von seine Luke zertrümmern könnte, und daß er, wenn er erst im Haus wäre, am Ende was anderes als ein Schwein mit-nehmen könnte. Und sie sagten, daß es für andere Leute auch nich schlimmer wäre, Schweine zu verlieren, als für sie.

Das Sommerbare dabei war, daß die ganze Zeit kein Mensch den Tiger gesehen hatte, außer dem Vagabunden, und die Leute schickten schon ihre Kinder wieder zur Schule und fühlten sich den Tag über sicher, bis der kleine Karl Stege heulend nach Haus gerannt kam und sagte, daß er ihn gesehen hätte. Am nächsten Morgen sahen ihn 'ne Menge Kinder mehr und hatten Angst, zur Schule zu gehen, und die Leute fingen an, sich zu wundern, was wohl passieren würd, wenn alle Schweine und Hühner gefressen wären. Dann sah Heinerich Wiese ihn. Wir sahen hier im Hause mit Sensen und Heugabeln und so weiter, als wir ihn ohne seinen Gut 'rein-

Franz Pöckl, dessen 100. Geburtstag auf den 7. März fällt, teilt mit nur ganz wenigen Persönlichkeiten der deutschen Literatur das seltene Glück einer dreifachen künstlerischen Veranlagung. Wie Ernst Theodor Amadeus Hoffmann war er Dichter, Maler, Musiker in einer Person. Wohl haben die meisten Poeten etwas vom Maler und Musiker in sich; doch treten diese letzteren beiden Eigenschaften weit hinter den Dichter zurück. Wo in einer Natur zwei Kunstbegabungen in gleicher Stärke walten, da pflegt meistens nichts Besondere, oder Bedeutendes zu entstehen. Pöckl ist ein Beispiel vom Gegenteil; die Natur liebt ja zuweilen recht wunderliche Spiele. Allerdings haben seine Schöpfungen auf allen drei Gebieten etwas Dilettantisches an sich; aber es ist doch genialer Dilettantismus. Wie bei allen deutschen Romantikern — Hoffmann und Jean Paul nicht ausgeschlossen — war auch in Pöckl die Phantasie überaus reich, kraus und wunderbar. In Norddeutschland ist dieser Poet kaum in breiteren Volksschichten auch nur dem Namen nach bekannt gewesen. Nicht etwa, weil er von aristokratischer Geburt war, oder gar nur für seine exklusive Gesellschaftsklasse geungen, gemalt und Melodien erfunden hätte, sondern wohl mehr, weil sein süddeutsches Naturell — er war zu München geboren — zum schwereren Norddeutschen in ziemlichem Gegensatz stand. Damals wenigstens, wo noch infolge eines schwach entwickelten Verkehrs mehr Abgeschlossenheit herrschte. Über wenn wir Pöckls gedenken, so geschieht es, weil er ein rechter Dichter für die Kinderwelt war. Er hat nicht bloß Wäls' und Scherers „Kinderlieder“ und Lofches „Kinderreime“, sowie Märchen von Rudolf Schreiber und den Brüdern Grimm mit Zeichnungen und Radierungen versehen. Er schrieb auch selbst mehrere Bände „Geschichten und Lieder“, verschiedene Märchen („Vom kleinen Fiedel und seiner Geige“, „Hansel und Gretel“, „Schneewittchen“ usw.), „Kindersprüche und Sprichwörter“, allerlei lustige Witzbücher „Voll Drachen, Mäsen, Mittern, wilden Männern, Türken, Bauerern, Chinesen und Zwergen“, wie sein Freund Phacintz Soland gesagt. Zu den berühmten Münchener Witzbüchern hat Pöckl über ein Viertelhundert beigezeichnet, so das Märchen vom „König Drosselbart“, „Das große Alphabet und Einmaleins“ usw. Dazwischen schuf er „Schattenspiele“ und „Dramatische Spiele“, Zeichnungen und Radierungen zu Ludwig Beckstein's und Franz v. Kobell's Gedichten, eigene „Dichtungen mit Balladen, Romanzen, Wald- und Kinderliedern in Ernst und Scherz“, „Alte und neue Jägerlieder“ (mit Kobell), endlich unzählige mit Arabesken und Randzeichnungen ausgestattete Klavierstücke. Auch zeichnete er bis zu seinem am 7. Mai 1876 erfolgten Tode alljährlich ein Weihnachtsbild, von Berlen und Melodien begleitet; ebenfalls Krippenbilder im Stil altdeutscher und italienischer Maler, „wo die drei Könige auf Kamelritten und Dromedaren einharrten, mit großer Gefolge von Kitzern und Pagen, reiche, biederbe, schnabelschubige Degen, in Pelzröcklein und perlenbestickten Goldbrokat gewandet, zierliche Schappel und Rosenkränze in den langfliegenden Schlagen“. In allen bewährte sich seine volkstümliche Zeichnergabe. Er hatte, urteilte Graf Maczynski in seiner „Geschichte der Kunst“, „in gewisser Hinsicht Ähnlichkeit mit Neureuther und Schwind; aber im Grunde gehört sein Talent keiner anderen Richtung an; er ganz allein bildet eine für sich.“ Und Ludwig Richter bekannte bei jeder Gelegenheit, wie er gerade durch Pöckl's Vorbild angeregt und auf jenes Genre geführt worden sei, dem er noch heute seine Berühmtheit verdankt. Pöckl besaß wie Moriz v. Schwind und Josef Anab das Talent des künstlerischen Schauens und im Gedächtnis Festhalten. Das in flüchtigster Wahrnehmung gesehene Bild blieb im festeren Anriß in seinem Gedächtnis haften. So konnte Pöckl das Porträt eines Mannes nach zehn Jahren noch mit überraschender Ähnlichkeit zeichnen.

Von seinem Musiktalent gaben, außer zahlreichen Liedern, mehrere Singspiele, sowie eine Oper („Der Alchimist“) — in München zur Aufführung gelangt — rühmliches Zeugnis. Noch heute wird z. B. das uralte Volkslied: „Wenn ich ein Vöglein wär“ nach der von Pöckl neu unterlegten Melodie gesungen. Pöckl betrieb sein universelles Talent in Musik, Zeichnen und Dichten abwechselnd, je nach obwaltender Stimmung und Laune. Seine verschwenderisch wallende Phantasie, die Leichtigkeit des Produzierens erinnert an Clemens Brentano. Auch Dramen („Gewalt der Tob“) und Volksstücke („Marfunkel“) hat Pöckl geschrieben. Hatte er sich schon durch seine Kinderlieder Volksstimmlichkeit verschafft, so noch mehr mit einer Anzahl heiterer Spiele, welche anfänglich nur für die Jugend berechnet, durch das Münchener Puppentheater auch ein größeres Publikum eroberten. Es sind nahezu vierzig Stücke unter dem Titel: „Lustiges Komödienbüchlein“. Den meisten von ihnen — die noch heute das „Repertoire“ des Schmidtschen Marionettentheaters in München bestreiten — liegt ein ethischer Kern zugrunde, der, ohne sich aufdringlich bemerkbar zu machen, vom Zuschauer leicht erfasst wird. Er geißelt Torheiten und Leidenschaften, wie sie im Volke schlummern, und lehrt gesunde Lebensansicht. Als stehend komische Figur erscheint in allen möglichen Verkleidungen der alte „Kasperl Parifari“, der verkörperte Volkshumor, mit spezifisch altbayerischer Färbung. e. k.

zweite Ernte wird im Dezember gehalten. Auch dann sind die Früchte noch nicht vollständig reif, aber sie schmecken jedenfalls wesentlich besser, als die von der ersten Ernte. In diesem Reifestadium ist der Versand zwar auch noch zulässig, doch kommen die Früchte nur bei dem kürzeren Bahnversand unverdorben an; während bei überseeischem Transport manches verdirbt; nicht selten beträgt der Ausfall über 25 Proz. einer ganzen Ladung. Von einer in den Frühling fallenden Ernte wird nicht mehr viel verschickt. Die Früchte sind dann vollständig ausgereift und vertragen den Transport nur sehr schlecht; sie bleiben deshalb meistens am Orte oder in nächster Umgebung. Diese Ernteperioden sind nicht schon von einander getrennt, sondern es wird vom Beginn der Ernte bis in das Frühjahr hinein gepflückt.

Für den Versand verlangen die Früchte eine sorgfältige Behandlung, vor allen Dingen sollen sie frei von Druckstellen sein, da sonst das Faulen beschleunigt wird. Sie werden zum kleineren Teil in Kisten verpackt — leichte, aus gespaltenem Bambusrohr geflochtene Körbe, in denen auch die Blätter aus dem Süden zu uns kommen — mittels der Bahn versandt. Das meiste geht jedoch auf dem Seewege aus dem Ursprungsland nach Deutschland, England und Amerika. Die Früchte werden einzeln in ungeleimtes Papier gewickelt und bis zu 500 Stück in die bekannten „Apfelsinenkisten“ verpackt. Der Hauptausfuhrhafen ist Messina, von wo alljährlich für über 16 Millionen Lire Apfelsinen verfrachtet werden. Etwas weniger ist die Ausfuhr über Palermo. In Deutschland, wohin alljährlich für über 16 Millionen Lire Apfelsinen gehen, ist Hamburg der Hauptstapelplatz. Als nächstes Exportland kommt Spanien mit Portugal in Betracht. Auch Griechenland führt ganz ansehnliche Mengen aus. — h. h.



Apfelsinen, fertig zum überseeischen Transport.

Apfelsinen. Uns ganze Mittelmeer herum sind die Apfelsinen heimisch geworden, die seit der Eröffnung des St. Gotthardtunnels auch in Deutschland ein Volksnahrungs- und Genussmittel wurden. Ihre eigentliche Heimat ist das südliche China, von wo sie über Indien nach Europa kamen. Portugiesen sollen 1548 den ersten Apfelsinenbaum nach Lissabon gebracht haben. Von Lissabon siedelte die Pflanze nach Italien über und verbreitete sich dann schnell über das ganze Mittelmeergebiet. Auf das eigentliche Ursprungsland weist noch der Name hin; „Apfelsine“ ist entstanden aus „Chinas Apfel“ oder „Apfel aus Sina“. Die Pflanze heißt botanisch *Citrus sinensis*.

Die besten Früchte gedeihen in Unteritalien und Sizilien. Was aus den Apfelsinenplantagen Oberitaliens zu uns kommt, ist minder gute Ware, denn hier ist die nördliche Grenze des Baumes. Der Anbau der Apfelsine läßt sich vergleichen mit unserem Obstanbau. Hier wie dort ist der Großbetrieb neben dem Kleinbetrieb üblich, je nachdem Ländereien zur Verfügung stehen. Wie bei allen Kulturpflanzen läßt sich auch hier rationeller Anbau neben Mischwirtschaft beobachten. Der Apfelsinenbaum lohnt sorgsame Pflege genau so wie jeder andere Fruchtbaum. Bei einer in guter Kultur gehaltenen Pflanze kann man bei vollem Ertrage rund 3000 Früchte von leidlicher Qualität auf den Baum rechnen. Eine volle Ernte wird aber nicht jedes Jahr erzielt. Die Bäume tragen vom vierten Jahre an.

Die Ernte beginnt Ende Oktober, wenn die Früchte anfangen gelb zu werden. Sie sind aber dann noch nicht reif und vertragen deshalb auch die größten Reisen. Da die Früchte nachreifen, sind sie immerhin genießbar, aber doch minderwertig. Eine

Der „schiefe Turm“ zu Thorn. Unter all denen, die hinsichtlich Italiens schiefer Türme Bescheid wissen, ahnt wohl so mancher nichts von Thorns schieferm Turm. Er gehört zu den Resten der einstigen Stadtbefestigung. Er bildet ungefähr die Südwestecke Thorns und der Altstadt im besonderen, und nimmt sich wie im Umkreis der Herren vergleichen, dessen Trinkseligkeit schließlich doch etwas zuviel zugemutet wurde.

Pisas schiefer Glockenturm ragt 54 Meter auf und 4,3 Meter über, Thorns schiefer Turm 15 Meter auf und 1,5 Meter über. Bei diesem beträgt die Neigung also 2 1/2 Prozent mehr als bei jenem. Seine Gestaltung erhielt Thorns schiefer Turm durch die schräge Lehmschicht im Untergrunde. Bauleuten in der Nachbarschaft gerieten auch ins Gleiten. Der 1865 nach allen Regeln der Baukunst aufgeführte Gasometer mußte der Bodenverhältnisse wegen niedergelassen werden. Wunderbar erscheint es demnach, daß der schiefe Turm seit Jahrhunderten Bestand behält. Es beruht dies in dem Umstand, daß bei ihm der Schwerpunkt nicht überschritten ist. — e. j.

Ein Ziffernrechner. Man lasse jemanden die Ziffern 12345679 wie hier hintereinander aufschreiben, so daß man also eine achtstellige Zahl hat. Nun frage man den Betreffenden, welche Zahl ihm die obengedachte sei. Rechnet er etwa die 4, so multipliziert man die 4 mit der 9 und fordere ihn auf, ob er achtstellige Zahl mit dem Resultat, mit 36, zu multiplizieren. Mit Verwunderung wird er als Resultat eine aus lauter 4 bestehende Zahl bekommen. Hat er 3 genannt, so läßt man ihn mit 3mal 9, also mit 27 multiplizieren und er erhält als Resultat lediglich 8, nämlich 333 333 333 und genau so ist es mit jeder anderen Ziffer. Auch die oben nicht stehende 8 macht keine Ausnahme; läßt man mit 8mal 9, also mit 72, multiplizieren, so erhält man 888 888 888. — bb.

Nachdruck des Inhalts verboten!